

Franz Josef Zeßner, Wien

Im Altenheim

Vater, Mutter, (kleine) Kinder: ein häufiges Klischee von Familie. Die Familien, die mir im Altenheim begegnen, bestehen oft aus einem oder mehreren „Kindern“ zwischen 50 und 70 Jahren, manchmal noch älter, und einem pflegebedürftigen Elternteil. Auch das ist eine Realität von Familie.

DR. FRANZ JOSEF ZEßNER
ist Seelsorger im Caritas Socialis
Pflege- und Sozialzentrum Wien, Rennweg
und promovierter Liturgiewissenschaftler.

„Topologien der Not sind Topologien der Pastoral“ – unter diesem Titel hat Hildegard Wustmans einen Artikel in der Theologisch Praktischen Quartalschrift geschrieben¹. Drei Orte hat sie darin genannt als solche, die „oft von beschämender und verschwiegener Not geprägt“² sind, vielleicht überraschend gewählte Beispiele: als erstes der Bahnhof, dann Familie und Altenheim, die beiden Themen dieses Beitrags. Die Familie nennt Wustmans in erster Linie als Ort häuslicher Gewalt, wobei sie Gewalt in der Pflege alter Menschen zu Hause nicht erwähnt.

Moderne Altenheime präsentieren sich gerne als Oasen des Wohlbefindens. „In Würde umsorgt selbstbestimmt leben“, so wurde kürzlich die Mission der Einrichtung, in der ich als Seelsorger arbeite, formuliert. Ich möchte die Ernsthaftigkeit der Bemühungen nicht in Frage stellen und doch teile ich Hildegard Wustmans' Einschätzung des Altenheimes als „Ort der Not“, an dem „prekäre, verdrängte, tabuisierte Zusammenhänge zutage treten“³. Ein paar Stichworte dazu:

Die meisten Menschen gehen nicht freiwillig in ein Alten- oder Pflegeheim. So ist der Einzug verbunden mit dem schmerzlichen Verlust des gewohnten Zuhause, der Nachbarschaft, oft auch der Einbindung in eine Kirchengemeinde. (Allerdings sind viele alte Menschen auch in ihren Wohnungen sehr isoliert und haben alle Kontakte nach außen verloren.)

Nicht selten geht dem Einzug in ein Heim eine lange Zeit der häuslichen Pflege voraus. Erschöpfte pflegende Angehörige, die oft bis zum Zusammenbruch gearbeitet haben. „Wenn ich nicht selbst ins Spital hätte müssen – nie hätte ich meine Mutter ins Heim gegeben“ – immer wieder höre ich ähnliche Aussagen. Danach Schuldgefühle, dass es nicht möglich war, die Mutter, den Vater, den Ehepartner bis zuletzt daheim zu betreuen.

Das Leben im Pflegeheim, das von wenigen Tagen bis zu einigen Jahren dauern kann, ist geprägt von vielfachen Einschränkungen. Ihre Ursache sind Krankheiten und das Nachlassen der körperlichen Kräfte. In den meisten Fällen auch Demenz, die sprachliche Kommunikation zunehmend erschwert und den Verlust von Erinnerung mit sich bringt, bis hin zum Nicht-mehr-Erkennen der nächsten Angehörigen – äußerst schmerzlich für alle Beteiligten.

Auch die Nähe des Todes prägt den Alltag im Pflegeheim: Seit sieben Jahren arbeite ich im Caritas Socialis Pflege- und Sozialzentrum Rennweg. Der überwiegende Teil der damaligen Bewohnerinnen und Bewohner ist inzwischen gestorben. Für fast alle, die in ein Heim einziehen, ist es der letzte Wohnort, für die Familien der Ort des Abschiednehmens.

¹ Vgl. WUSTMANS: Topologien der Not, 154–161.

² WUSTMANS: Topologien der Not, 154.

³ WUSTMANS: Topologien der Not, 157.

Seit sieben Jahren arbeite ich im Caritas Socialis Pflege- und Sozialzentrum Rennweg. Der überwiegende Teil der damaligen Bewohnerinnen und Bewohner ist inzwischen gestorben. Für fast alle, die in ein Heim einziehen, ist es der letzte Wohnort, für die Familien der Ort des Abschiednehmens.

„Orte der Not sind ein Ernstfall für die Kirche und ihre Pastoral, denn an ihnen stehen die Würde von Menschen und die Rede von Gott auf dem Spiel“⁴, so noch einmal Hildegard Wustmans. Was ist in diesem Kontext die Rolle von Liturgie? Ich sehe sie in zweifacher Weise:

1) Liturgie stellt sich der Not, sie benennt sie und bringt sie vor Gott. In der belasteten Situation des Heim-Einzugs kann das geschehen bei einer Segnung des Zimmers im Kreis der Familie. Die Not der Krankheit und des Schwindens körperlicher und geistiger Kräfte kommt liturgisch zum Ausdruck in der Feier der Krankensalbung, gemeinschaftlich oder im Moment einer besonderen Krise ganz individuell. Rund um das Sterben geschieht dieses bewusste Sich-der-Not-Entgegenstellen in Ritualen des Abschiednehmens am Sterbebett und auch nach dem Tod einer Bewohnerin, eines Bewohners. Bei uns ist es zum Beispiel üblich, dass ein paar Tage nach dem Tod die Angehörigen eingeladen werden, um mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern zu beten, zu singen, an die Verstorbenen zu erinnern und so bewusst Abschied zu nehmen.

Auch das Fürbitt-Gebet in jeder Messe ist ein Ort, die konkrete Not zu benennen und vor Gott zu bringen.

2) Alten- und Pflegeheime sind nicht nur Orte der Not. Sie sind auch Orte voll Leben, Lebensfreude, Humor, Gemeinschaft und Musik. Das darf nicht vergessen werden. So sehe ich die zweite Funktion von Liturgie im Altenheim darin, dass sie in besonderer Weise dazu geeignet ist, als Unterbrechung des von Krankheit, Schmerz und Verlust geprägten Alltags erlebt und gefeiert zu werden. „Ein bisschen Himmel vermitteln, im Sinn von Gemeinschaft und Angenommen sein“, so hat es eine ehrenamtliche Mitarbeiterin formuliert in Hinblick auf das Taizé-Gebet für Menschen mit fortgeschrittener Demenz und ihre Angehörigen, das wir monatlich bei uns in der Kapelle des Caritas Socialis Pflege- und Sozialzentrums feiern. Genau in dieser Intention haben wir diese Gebetsstunden vor vier Jahren eingeführt: Dass die Bewohnerinnen und Bewohner, die schon ganz viele Verluste erlitten haben und an den meisten anderen Feiern und Aktivitäten nicht mehr teilnehmen können, und ihre Familien gemeinsam die Erfahrung von Unterbrechung machen können.

Fünf Dimensionen der Unterbrechung von Not, die alte Menschen und ihre Familien im Pflegeheim durch die Feier von Gottesdiensten erleben, möchte ich hier nennen:

1. **UNTERBRECHUNG DES ALLTÄGLICHEN:** Feste zu feiern gehört zum menschlichen Leben – Tage, die aus dem Alltag herausgehoben sind. „Das war der Höhepunkt des Jahres“, hat eine Angehörige nach der Feier anlässlich des fünfzigsten Taizé-Gebets im Juli gesagt, als wir das Bett ihrer Mutter zurück in ihr Zimmer geschoben haben.

2. **UNTERBRECHUNG DER DOMINANZ DES KÖRPERLICHEN:** Ernährung, Flüssigkeitszufuhr, Ausscheidung, Hautzustand oder Blutdruck – der Heim-Alltag ist von diesen Themen domi-

⁴ WUSTMANS: Topologien der Not, 158.

niert. Im Gottesdienst ist eine Zeit dafür reserviert „Gott wieder mitten ins Leben einfallen zu lassen“⁵ und sich dafür zu öffnen – mit Leib und Seele.

3. **UNTERBRECHUNG DER GEWOHNTE ROLLEN:** Für die Zeit des gemeinsamen Singens und Betens verschwinden die Unterschiede zwischen Gesunden und Kranken, zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen zwar nicht, aber sie werden spürbar nebensächlich. Viel stärker, das erlebe ich selbst so, ist die Erfahrung des gemeinsamen Daseins vor Gott.

4. **UNTERBRECHUNG DER DOMINANZ VON SPRACHE:** Sich sprachlich ausdrücken und Sprache verstehen, darin sind Menschen mit Demenz im Nachteil anderen gegenüber, nicht aber wenn es darum geht, Stimmungen aufzunehmen und sich ihnen zu überlassen. Beim Taizé-Gebet für Menschen mit fortgeschrittener Demenz und ihre Angehörigen ist Sprache nicht das wichtigste Mittel der Kommunikation. Sie geschieht, wie in jedem Gottesdienst, auf vielen Ebenen: durch den Kapellen-Raum mit seinen Farben und Gerüchen, durch Klänge, Lichter oder durch die Berührung beim Salben mit duftendem Öl.

5. **UNTERBRECHUNG DER VERLORENHEIT:** „Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin!“, Jochen Klepper lässt Gott das sagen in seinem Silvesterlied, das wir beim Taizé-Gebet lesen.⁶ Das Zerfallen von Erinnerungen gehört zu den schmerzlichen Erfahrungen – am Beginn des Demenzprozesses für den Betroffenen selbst, später vor allem für Nahestehende. Der Gottesdienst unterbricht als Feier der gemeinschaftlichen Erinnerung die Verlorenheit der und des Einzelnen – man könnte von einem „anamnetischen Feld“ sprechen, in das auch die Menschen mit Demenz hinein genommen sind, ein Feld der gemeinschaftlichen Erinnerung an Gottes Zuwendung, besonders zu den Armen.

Das letzte Wort zum Thema Liturgie im Altenheim soll die Tochter einer seit Jahren bettlägerigen Frau mit schwerer Demenz haben, die in der ORF-Sendung Orientierung vom 7. 9. 2014 über das Taizé-Gebet in der Caritas Socialis Wien-Rennweg gesagt hat: „Meine Mutter war sehr gläubig. Sie ist aufgewachsen am Land. Sie hat früher selber im Kirchenchor gesungen. Sie hat eine wunderschöne Stimme. Ich war immer sehr stolz, weil sie so schön singen konnte. Wir haben zuhause sehr viel gesungen. Und ich denke mir, das ist ein Ort genau für Alzheimer-demente Menschen, sich vielleicht auch wieder Erinnerungen zurück zu holen. [...] Ich bete an ihrer Stelle, ich singe an ihrer Stelle und tue es aber gleichzeitig auch für mich und hoffe so, dass ich Energie schöpfen kann. Denn ich geb ihr meine Energie, die ich habe, meine Liebe, meine Freude. Und hoffe, dass das bei ihr ankommt.“

Literatur

EBENBAUER, Peter: Et sanabitur anima mea. Überlegungen zum salutogenetischen Potential liturgischer Praxis, in: AIGNER, Maria Elisabeth [u. a.] (Hg.): Räume des Aufatmens. Pastoralpsychologie im Risiko der Anerkennung. Festschrift zu Ehren von Karl Heinz Ladenhauf. Wien 2010, 189–200.

WUSTMANS, Hildegard: Topologien der Not sind Topologien der Pastoral, in: Theologisch-Praktische Quartalschrift 159. 2011, 154–161.

⁵ EBENBAUER: Et sanabitur anima mea, 199.

⁶ Vgl. zum Lied mit dem Text von Jochen Klepper: Gotteslob Nr. 887.